

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 10

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und in dieser Zeit niemals, wie die Elsäßer, den leijesten Ehrgeiz gezeigt haben, etwas anderes als deutsch zu sein. Die geographisch-historischen Kunststücke eines italienischen Senators werden vielleicht Manche über den wahren Sachverhalt täuschen oder in den Augen Unwissender dem Lande einen dünnen italienischen Anstrich geben können; hier und da wird ein harmloser ausländischer Leser der Alpenzeitung vielleicht glauben, daß die „nach hundertjähriger Trennung mit dem Vaterlande wiedervereinigte Stadt Bolzano“ wirklich freiwillig ihre alten Straßen zu Gunsten von unbekanntem und ungeliebtem Italienern umtauscht; aber aus den Südtirolern werden solche Kunstgriffe ebenso wenig Italiener machen wie eine militärische Besetzung vor mehr als tausend Jahren aus den Bewohnern des heutigen Österreich, Deutschland, Frankreich und England Römer gemacht hat.

Südtirol bis Salurn ist seit tausend Jahren deutsch; man mag über die Ureinwohner streiten — Italiener sind sie niemals gewesen.

Wenn es Italiener gibt, die aus der gezwungenen Züßigkeit eines gutmütigen Volkes, aus der erpreßten Teilnahme einiger Südtiroler an italienischen Sieges- und anderen Festen glauben schließen zu dürfen, daß Südtirol sich wohl fühlt oder gar die ihm aufgedrungene „Italienität“ zu schätzen oder lieben lernt, so können sie gar nicht früh genug darüber aufgeklärt werden, daß es das Geschäft der Alpenzeitung ist, Südtirol so zu beschreiben, wie sie es sehen möchte — nicht wie es ist.

Jeder Freund Italiens kann nur hoffen, daß die unausgesetzten Versuche, klare Tatsachen umzukrempeln, nicht so lange fortgesetzt werden, bis Südtirol sich für die Italiener in eine Prestigesache verwandelt hat. Ich habe Hunderte in Alt-Italien kennen gelernt, die von Südtirol nichts wußten, sogar Postbeamte, die glaubten, daß für Bozen und Meran Auslandsporto zu zahlen sei. Heute noch könnte das italienische Volk Südtirol aufgeben, ohne die leiseste Bitterkeit zu fühlen, ohne an seiner Ehre, an seinem Selbstgefühl Schaden zu nehmen — im Gegenteil, ein derartiges Opfer würde in der ganzen Welt einen Grad von Bewunderung auslösen, der in der Weltgeschichte seinesgleichen sucht.

Sollte es aber den Heißspornen, die heute, scheinbar manchmal über Rom hinweg, Geschichte machen möchten, doch gelingen, dem Volke Italiens den Besitz Südtirols als eine Ehrensache hinzustellen, so müßte dies aufs Tiefste beklagt werden. Denn welches Prestige gegen deutsches Gefühl gesetzt, bedeutet hart auf hart.

Südtirol, Speckbacher, Peter Mayer, Peter Haspinger, Andreas Hofer — das sind Namen, die seit hundert Jahren im Gefühlsleben von Millionen von Deutschen eine Rolle gespielt haben, denen Politik gleichgültig und die im Auslande lächerlich übertriebene „Großdeutsche Bewegung“ unbekannt ist. Blut ist nun einmal dicker als Wasser! Kein Machtwort Italiens wird in Deutschland die Erinnerung an den Sandwirt vom Passeier und an Mantua oder die Sympathie für das „heilige Land Tirol“ unterdrücken können; sie wird leben — nicht zum Vorteil Europas und sicher nicht zu dem Italiens —, auch nachdem der letzte deutsche Südtiroler über den Brenner getrieben worden ist.

Bozen, im Dezember 1927.

S. D.

Kultur- und Zeitfragen

Baukunst in Zürich.

So oft uns der Weg nach Zürich führte, versäumten wir nie, einen Besuch von einigen Minuten am „Pelikan“, auch Thalackerplatz genannt, abzustatten.

Während überall in der Runde die alten Patrizierhäuser unter der Spitzhacke zu Boden sanken und eiskalte Geschäftspaläste im amerikanischen Stil dafür in die Höhe wuchsen, schien hier noch mitten im Umsturz eine Dase des alten Zürich gesichert. So wenig diese Häuser das zur Schau stellen, was der auf Altertümer ausgehende Durchschnittsbürger an der Hand des Baedekers zu besichtigen pflegt, so verkörpern sie doch einen Typus, der in seiner Art einzigartig genannt werden kann. Das Altzürcher Patrizierhaus aus dem 17. und 18. Jahrhundert bedeutet in seiner, wenn man so sagen darf, eleganten Behäbigkeit, die vollkommenste Verkörperung eines Bürgertums, wie es sich im übrigen deutschen Kulturgebiet in diesen Zeiten infolge des dreißigjährigen Krieges und der politischen Verhältnisse nicht bilden konnte. Es ist ein Bürgertum, welches zwar auf seine Durcharbeitung ins Geistige hinein und auf sein Mitschwimmen in allen neuen Anstößen stolz ist, aber niemals den Halt unter den Füßen verliert, niemals darum in einer knechtischen Nachahmung der übermächtigen Kulturbewegung des damaligen Frankreich auf den Anschluß an sich selbst verzichtet. Dies Wesen ist, wie sich gerade in diesen Bauten zeigt, im kulturellen Sinne deutsch zu einer Zeit, als man es im Reiche nicht ist; ein anderer Beweis dafür wäre ja aus der großen Rolle der Schweiz bei der geistigen Selbstbejnung Deutschlands um 1750 leicht zu führen.

Das Wesentliche an solchen alten Bauten ist aber nicht allein ihre Individualität, sondern ihre Gemeinschaft. Man stellt auch heute wieder stellenweise wirklich edel geformte Häuser hin, aber nie und nirgends fügen sie sich untereinander zum Ganzen. Dies gelingt entweder so organisch und aus dem Innersten jedes einzelnen Baues heraus, wie es damals der noch gesunde Instinkt lehrte, oder es gelingt gar nicht. Mit Geschmack und Verstand ist da nichts getan. Es gibt wohl kaum wieder einen Platz, auf den sich gerade die Ganzheit jenes Haus- und Geistesstyps, von dem wir oben sprachen, derart zu einem Kosmos gefügt offenbart, wie eben der Thalacker in Zürich. Zwar ist natürlich an einer Seite die klaffende Wunde durch den banalen Kasten gegen Norden zu nicht zu übersehen. Aber immerhin war das noch allenfalls als Mahnung aufzufassen, den gebliebenen Besitz unter gar keinen Umständen schmälern zu lassen.

Wir sagten nicht zu viel, daß uns ein wahres Entsetzen ergriff, als wir, jüngst in Zürich Aufenthalt nehmend, vernahmen, daß nun, nachdem in den letzten Jahren Unersehliches in der Umgegend vernichtet worden ist, auch dies verschwiegene Juwel zertrümmert werden soll. Zunächst gilt es dem Hause „Zum Thalegg“. Es ist zwar an sich nicht das Schönste der noch vorhandenen. Sein Verschwinden wird den Platz aber als zerstörten zurücklassen. Recht es doch reizend genug sein Erkertürmchen in die Luft, so daß es sogar der selbstsicheren Plumpheit des vergangenen Jahrhunderts zu einer allerdings grauenhaft genug ausgefallenen Nachahmung (zwei Häuser weiter gegen die Sihl) Anlaß gab.

Vielleicht hat der Auswärtige kein unmittelbares Recht, sich über diese Dinge zu ereifern; aber gerade in Zürich pflegt man sich auf die Allgemeinheit des geistigen Besitzes besonders zu spitzen. Es muß gesagt werden, daß keine Großstadt des deutschen Kulturgebietes einen Platz von der Art besitzt wie den Thalacker, und daß sein Verschwinden weitere Bezirke ärmer machen wird, als nur die Stadt Zürich. Es ist ja furchtbar genug gehaust worden. Was bis zum Anfang des Jahrhunderts geschah, darüber wird man billig nicht rechten können. Allerorts wütete die Verblendung und nirgends hat man es besser getrieben. Aber seither ist die Einsicht gekommen, daß wir das Alte nicht ersetzen können. Man bemüht sich aller Orten, zu bewahren und zu pflegen, was ein gütiges Geschick vor der überheblichen Torheit der abgelaufenen Jahrzehnte gerettet hat. Wie ist heute noch ein Vandalismus denkbar wie die Zerstörung des Pelikanplatzes? Sollte nicht der Umbau des Zeughauses, eines Baues von feierlicher Wucht, zu Gunsten eines aus dem Untersteinbaukasten entsprungenen Scheusals, dessen Turm man heute auf den Reklameplakaten des Stadtbildes („Zürich, the metropolis of Swizerland“) wegen übergroßer Ab-

scheulichkeit unterschlagen muß, eine Warnung für alle Zeiten sein? Herrschte ein hinlängliches Bewußtsein von dem Wert der überkommenen Baugüter, so könnte auch die wundervolle „Meise“ sich nicht im heutigen Zustand der Verwahrlosung befinden. Die Großstädte etwa des traditionsarmen deutschen Nordens würden sich sozusagen die Finger lecken nach einem solchen Bau. Sie würden vielleicht eine Festhalle daraus machen. Denn was wäre zu einer solchen, nach seinem seelischen Gehalt, geeigneter, als ein Gebäude, das wie Musik in beschwingter Festlichkeit dasteht? Jetzt riecht es drinnen nach Zichorie und getrockneten Feigen; und wer über die herrliche Treppe in den 1. Stock hinaufsteigt, sieht im Postzeitungsamt die fröhlichen Türen herausgerissen und ihre Öffnungen mit Brettern verschlagen.

Erich Brod.

Bücher-Rundschau

Zwei Jahrzehnte im nahen Orient.*)

Ein Diplomat, der seine Tätigkeit nicht auf Salon und Schreibtisch beschränkt hat, sondern im Sattel weite und gefährliche Streifzüge in ferne Länder unternommen und der sich die „Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln“ unter Lebensgefahr mit eigenen Augen angesehen hat: ein solcher Diplomat ist keine Alltagserscheinung und wird mehr und Interessanteres aus seinem Leben zu erzählen wissen als andere seiner Amtskollegen. Ein solcher Diplomat war der k. u. k. General der Kavallerie Vladimir Freiherr v. Giesl, dessen Name mit einem der bedeutsamsten Ereignisse der gesamten Weltgeschichte verknüpft ist, nämlich der Überreichung der — unrichtig — als „Ultimatum“ bezeichneten „befristeten Note“ Österreich-Ungarns an Serbien im Juli 1914. Giesl war ursprünglich Kavallerie-Offizier, wurde im Jahre 1893 vom Sattel weg als Militär-Attaché der k. u. k. Botschaft in Konstantinopel zugeteilt, die damals Freiherr v. Galice leitete. Obwohl ihn von dieser Stunde an der diplomatische Dienst bis zum Ende der Monarchie nicht mehr loslassen sollte, blieb er doch bis zu einem gewissen Grade immer der Reiteroffizier, der er gewesen war; nicht im übeln Sinne; im Gegenteil: eben das unterschied ihn vorteilhaft von den zünftigen Diplomaten und ließ ihn am geeigneten Ort und zur geeigneten Stunde auch ein kräftigeres Wort sprechen, als es der glatte Salontön sonst zu gestatten pflegt; und nicht nur sprechen, sondern auch darnach handeln. Gerade die österreichisch-ungarischen Diplomaten sahen sich durch die politische Leisetreterei, die auf dem Wiener Ballplatze den Ton angab, vielfach zu einer Übervorsicht und Nachgiebigkeit bemüßigt, die dem Ansehen der Monarchie nichts weniger als förderlich und just auf dem Balkan höchst übel angebracht war; die Vertreter dieser Watte-Politik aber, wenn sie energische Naturen waren, in peinliche Lagen versetzte. Und Baron Giesl war eine solche Natur und hat die Nachteile dieser Leisetreterei zuweilen schmerzlich zu fühlen bekommen.

Was ihm am Goldenen Horn sehr zustatten kam und ihm von Anbeginn eine praktische Überlegenheit den diplomatischen Vertretern der andern Staaten gegenüber verlieh, war, daß er der türkischen Sprache in Wort und Schrift mächtig und nicht wie sie auf die Hilfe eines Dragomans angewiesen war. Seine Stellung brachte ihn natürlich mit einer ganzen Menge interessanter Persönlichkeiten in Berührung, und es hat auf dem Balkan kaum einen Namen

*) Zwei Jahrzehnte im nahen Orient; Aufzeichnungen des Generals Vladimir v. Giesl; herausgegeben von Generalmajor v. Steinitz; Berlin, Verlag für Kulturpolitik, 1927.